



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Der Kaiser in England. Englische Stimmungen. Die Frankfurter Versammlung der Linkliberalen.)

Berlin, 17. November

Die Kaiserreise nach England hat die ganze letzte Woche hindurch im Vordergrund der Ereignisse gestanden. Über das Thema „Großbritannien und Deutschland“ haben die Grenzboten in der letzten Nummer die fesselnden Ausführungen von Adolf von Hölzher gebracht, aber es ist vielleicht erlaubt, über die Stimmung dieser Tage und ihre Bedeutung einiges nachzutragen.

So oft unser Kaiser bis jetzt in England gewesen ist, hat ihn die englische Presse jedesmal warm und sympathisch begrüßt; einige Winkelblätter und Heftblätter von Beruf machten vielleicht eine Ausnahme. Aber diese Ausnahmen fielen gar nicht ins Gewicht, weil sie zu vereinzelt waren. Der Haltung der Presse entsprach die des englischen Volkes. Das hatte zwei voneinander recht verschiedene Gründe. Erstens hat das englische Volk ein hohes Maß von nationalem Takt; es hat ein ungewöhnlich lebhaftes Gefühl dafür, was es einer Persönlichkeit schuldig ist, die als Gast des Königs in seiner Mitte weilt. Hier kommt nun dazu, daß Kaiser Wilhelm als naher Blutsverwandter des Königshauses und Enkel der Königin Viktoria noch einen besondern Anspruch auf die Teilnahme des englischen Volks erheben kann, das für die Beachtung solcher Beziehungen sehr empfänglich ist. Der zweite Grund, weshalb Kaiser Wilhelm in England immer sympathisch begrüßt worden ist, besteht darin, daß seine Persönlichkeit auf die Engländer von jeher eine besondere Anziehungskraft ausgeübt und ihnen das größte Interesse eingeflößt hat. Und zwar war das ganz unabhängig von der Kritik, die man sonst an seinem Tun und Lassen übte. Es ist eine der sympathischsten Seiten des englischen Charakters — nebenbei gesagt, eine echt germanische Eigenschaft —, daß er die Persönlichkeit auch im Gegner achtet. Der Engländer ist fair, wie der eigentlich unübersehbare Ausdruck der englischen Sprache lautet. Mitten im leidenschaftlichen Haß bewahrt er sich die Fähigkeit objektiver Würdigung der Eigenschaften des Gegners. Man fürchtete den Deutschen Kaiser, man mißtraute ihm, man sah seine Hand in allem, was den Engländern auf dem Wege ihrer Weltpolitik unbequem und verdächtig war, man traute ihm eine beständige Bedrohung von Frieden und Freiheit der Völker zu und ließ sich durch keinen in den Erfahrungen und Tatsachen liegenden Gegenbeweis in seiner Meinung beirren. Und doch — so sagte man sich —: trotz alledem und alledem Gut ab vor einem Manne, der als Herrscher so hohe Begriffe von der Bedeutung und Zukunft seines Volks hat, der ein so starkes und berechtigtes Bewußtsein seiner Kraft und Tüchtigkeit bekundet und dabei ganz in dem aufgeht, was er als seine Herrscherpflicht erkannt hat! Eine so starke und eigenartige Persönlichkeit übt auf die Vorstellungen des englischen Volks eine außerordentliche Anziehungskraft aus; man mag ihn als Feind betrachten, aber man bewundert ihn und kann nicht an ihm vorbei. Sehr oft überwiegt das Mißtrauen die Bewunderung, aber wenn der Kaiser nach England kommt, wenn er sich als Gast der Nation und als Verwandter des Königs mit dem ganzen Zauber seiner Persönlichkeit und mit seinem feinen Verständnis englischen Wesens unter Engländern bewegt, dann bricht die Bewunderung auch da durch, wo man vorher von Haß erfüllt war.

Wenn man sich das alles klar überlegt, so kann aus der herzlichen Aufnahme, die der Kaiser persönlich in England gefunden hat, an sich noch keine Schlußfolgerung auf das Verhältnis der beiden Nationen zueinander, und insbesondere auf

die Stimmung der Engländer gegen Deutschland, gezogen werden. Wer aber jetzige und frühere Kundgebungen der englischen Presse mit einigem Verständnis vergleicht, der wird doch einen bemerkenswerten Unterschied finden. Eine gewisse Zurückhaltung ist bei den Organen, die die alten Traditionen der englischen Politik vorzugsweise hochzuhalten suchen, auch jetzt noch zu bemerken. Wenn man Artikel des *Standard* oder der *Morning Post* über diese Frage liest, so glaubt man im Geiste zu sehen, wie sich der Verfasser solcher Artikel bei jedem freundlichen und achtungsvollen Wort, das er über Deutschland niederschreibt, noch besonders überlegt, ob er nicht auch schon zuviel gesagt hat. Man darf aber nicht ganz vergessen, daß diese kritische Stellung zu gewissen volkstümlichen Fragen der auswärtigen Politik in England zugleich einen innerpolitischen Zweck und eine parteitaktische Seite hat. Der konservative kritische Politiker will ein Gegengewicht herstellen gegen die nach seiner Meinung zu stürmische und ideologische Verbrüderungssucht der Liberalen und Radikalen. Die englische Politik ist nämlich eine sehr viel kompliziertere Sache, als man auf dem europäischen Kontinent durchschnittlich glaubt. Sie ist zwar nüchtern und rücksichtslos auf die realen Interessen der Nation zugeschnitten, aber man darf nicht übersehen, daß ihre Führung eine Disziplin voraussetzt, die nur zum Teil durch Gewöhnung und politische Erziehung erreicht wird. Ein englischer Staatsmann muß, um seine Zwecke zu erreichen, stets darauf bedacht sein, das sentiment der Öffentlichkeit auf seiner Seite zu haben. Die auswärtige Politik Großbritanniens bleibt im wesentlichen immer dieselbe, auch wenn die Parteien in der Regierung wechseln; denn die Interessen der Nation, die für den verantwortlichen Staatsmann das allein Maßgebende sind, richten sich nicht nach den innern Parteiverhältnissen. Aber die Begründung dieser Politik ist je nach der Partei, die am Ruder ist, ganz verschieden; sie sucht das nationale sentiment von der Seite zu fassen, die den Parteiprinzipien am nächsten liegt. Alle Parteien in England operieren daher mit allgemeinen Lieblingsideen, die im nationalen Gefühlsleben feste Wurzeln gefaßt haben, mit politischer Freiheit, Freihandel, Seeherrschaft usw., aber die Opposition sucht jedesmal nachzuweisen, daß die regierende Partei eine unrichtige Auffassung von diesen jedem Engländer teuern Prinzipien hat und falsche Mittel zu ihrer Verwirklichung anwendet. Es entspricht also ganz dem System des englischen Parteikampfs und seinen Methoden, daß die englischen Konservativen unter einem liberalen Regiment auch die auswärtige Politik daraufhin prüfen, wie weit die Liberalen darin an den Forderungen des nationalen sentiment festhalten. Auch die Liberalen würden das gleiche tun, wenn es sich so gefügt hätte, daß sie in der heutigen Lage der Konservativen wären, d. h. wenn sie gerade zur Zeit einer starken Spannung zwischen Großbritannien und Deutschland am Ruder gewesen und nun jetzt in der Opposition wären.

Der größere Teil der öffentlichen Meinung Englands hat wirklich geglaubt und glaubt es verschiedentlich auch noch jetzt, daß Deutschland nach drei Richtungen hin einen dem britischen Empfinden direkt entgegengesetzten Einfluß ausübt. Erstens soll es durch sein als „absolutistisch“ verschrieenes Regierungssystem ein Bollwerk aller Feinde der politischen Freiheit sein. Zweitens hat es durch seine Zollpolitik gegen das nach englischer Überlieferung alleinseligmachende Prinzip des Freihandels gesündigt. Drittens will es aus Feindschaft gegen Frankreich und Eifersucht gegen England einen Keil in die französisch-englische Freundschaft treiben, und gerade diese mühsam erreichte Verständigung mit Frankreich ist in England ungemein volkstümlich. Wir sprechen hier von der ernst zu nehmenden Presse und den allgemein geteilten nationalen Vorurteilen. Daneben wirkte die politisch bedeutungslose, aber vielverbreitete „gelbe“ Zingopresse, die von den nationalen Vorurteilen lebt,

sie zu verstärken und zu rein geschäftlichen Zwecken auszubenten trachtete. Wie sehr ihr das gelungen ist, ist bekannt, aber das Schlimmste dabei war, daß die ernsthafte Presse nun auch die aufgeheizte und irregeleitete öffentliche Meinung als etwas Gegebenes ansah und für ihre Zwecke ausnutzte. Immer wenn die liberale Regierung und die ihr folgenden Blätter aus richtiger Erkenntnis heraus die Spannung mit Deutschland zu mildern bestrebt waren, benutzte die konservative Presse um so eifriger das feindselige Mißtrauen gegen Deutschland, um damit Wasser auf die Mühlen ihrer eignen Oppositionsstellung zu leiten.

Auf die Dauer war aber doch die Frage nicht von der Hand zu weisen, ob die unvermeidlichen Nebenwirkungen dieser Taktik nach außen hin wirklich dem englischen Interesse entsprächen, ob sie nicht vielmehr zu unberechenbaren und verhängnisvollen Konsequenzen führten. Aus einer natürlichen Regung des common sense, des gesunden politischen Instinkts, erwuchs zuerst schüchtern, dann sich allmählich verstärkend der Gedanke, die Grundlagen der gegenseitigen Gefinnungen beider Völker einer Revision zu unterziehen. Durch dieses Bedürfnis kamen die bekannten Besuche der Jahre 1906 und 1907 zustande. Diese Bemühungen gestalteten sich wärmer, als die Beteiligten selbst geglaubt hatten. Auch war deutlich ein Fortschritt zu erkennen: bei dem Besuch der Deutschen in England im Jahre 1906 standen die englischen Konservativen noch völlig abseits, 1907 bei den Besuchen der Engländer in Deutschland schon nicht mehr. Aber die Bedeutung dieser Annäherungen lag nicht in den Freundschaftsbeteuerungen, die aus der Feststimmung entsprangen, auch nicht in den mancherlei persönlichen Beziehungen, die in jenen Tagen angeknüpft wurden. Unrecht haben auch die kritischen Beurteiler, die etwas sehr Neues und Weißes zu sagen glaubten, wenn sie die Wirkungen solcher festtäglichen Verbrüderungen mit Spott oder Warnung in Zweifel zogen. Die Bedeutung lag eben, wie wir erwähnt haben, in der Bereitwilligkeit zu einer unbefangenen Nachprüfung ihrer Fundamentalbegriffe von deutschen Verhältnissen, womit die Engländer als Gastgeber und Gäste an uns herantraten. „Ich kämpfte gegen Sie, aber ich war argwöhnisch geworden, ob die Voraussetzungen meiner Meinung richtig waren; jetzt will ich selbst sehen, wie es steht“ — so äußerte sich einer der englischen Journalisten, die im letzten Sommer unsre Gäste waren, noch ehe er deutschen Boden betreten hatte, zu einem deutschen Berufsgenossen. Man wollte keine Verbrüderungskomödie aufführen, sondern man suchte — selbstverständlich in der Form freundschaftlichen Verkehrs — Aufklärung und Belehrung. Darum wurde die Wirkung größer, als man erwartet hatte. Die Eindrücke, die die Engländer von deutschem Leben und deutschen Einrichtungen empfangen haben, gaben ihnen zu denken, und so finden wir jetzt einen ganz andern Ton in der englischen Presse, vielfach auch da, wo man uns nicht allzu wohl will. Man sieht das deutliche Bemühen, uns zu verstehn, anstatt — wie früher die Regel war — an unser nationales Leben einfach den englischen Maßstab zu legen. Das ist mehr wert als bloße Freundschaftsversicherungen.

Im Novemberheft der *Empire Review* hat Edward Dicey anläßlich des Besuchs unsers Kaisers Ansichten ausgesprochen, die selbst ein so unabhängiger und vernünftig urteilender Mann wie er noch vor zwei Jahren vielleicht sich gescheut hätte zu äußern. Denn obwohl er immer freundlich und gerecht über Deutschland geurteilt hat, war er doch auch zugleich sehr vorsichtig in der Formulierung seiner Gedanken und brachte sich ungern in Zwiespalt mit dem sentiment seiner Landsleute. Mit erstaunlicher, rückhaltloser Offenheit erklärt jetzt Dicey, daß England bei Befestigung seiner Stellung in Ägypten dem Deutschen Reiche viel mehr verdanke als dem Genossen in der Entente cordiale, Frankreich. Er geht aber noch

einen Schritt weiter und setzt auseinander, man dürfe sich gar nicht wundern, daß sich in Deutschland früher eine starke Mißstimmung gegen England angesammelt habe, denn die Sympathien Englands hätten 1864 auf Seite der Dänen gestanden, 1866 auf Seite Österreichs. Auch 1870 stand der überwiegende Teil der mittlern und untern Schichten des englischen Volks mit ihren Sympathien auf französischer Seite. Anerkennungen der Tatsachen dieser Art mehren sich überhaupt in der englischen Presse, auch in den Blättern der gegenwärtigen Opposition. So hieß es vor nicht langer Zeit in einem dieser Blätter, die Engländer sollten doch jetzt aufhören, sich fortwährend noch des Krügerelegramms und der Strömungen zur Zeit des Burenkrieges zu erinnern; Frankreich habe doch damals dieselbe übelwollende Haltung gegen England eingenommen, und doch habe man sich vertragen, weil die vernünftige Überlegung und das Interesse des Landes es fordere. Dieses Eingeständnis zeigt den Wechsel der Zeiten besonders deutlich. Tatsache ist, daß die Feindseligkeit der Franzosen gegen England während des Burenkrieges dieselbe Stimmung in Deutschland beinahe noch übertraf; was in Paris damals an Verhöhnungen und gemeinen Beschimpfungen der Königin Viktoria, des jetzigen Königs und der englischen Nation geleistet worden ist, ist in Deutschland selbst zur Zeit der schlimmsten Ausschreitungen unsrer Witzblätter nie gewagt worden. Aber kein Engländer hätte noch vor kurzem diese Wahrheit jemals zugegeben — ein Zeichen, daß die Völker aneinander immer nur das sehen, was sie sehen wollen. Das wird aber jetzt in England selbst zum erstenmal offen ausgesprochen.

Die deutsche Presse wird — abgesehen von einigen Unbelehrbaren, mit denen man immer rechnen muß — hoffentlich ihr Teil dazu beitragen, daß die erreichte Verständigung weitere Fortschritte macht. Das Erreichte besteht, um es noch einmal zusammenzufassen und scharf zu betonen, nicht — wie vielleicht mehrfach geglaubt wird — in gewissen angenehmen oder sogar freundschaftlichen Stimmungen, sondern in einer Neugestaltung der Grundlagen der gegenseitigen Beurteilung, eine Neugestaltung, die noch in den Anfängen ist, aber sich immer mehr entwickelt. In Deutschland merkt man diesen Unterschied nicht so sehr, weil sich unsre Gebildeten wenigstens grundsätzlich, und soweit der gute Wille in Betracht kommt, dem Studium fremder Völker nie verschlossen haben. In England, wo die Masse auch der Gebildeten sich um fremde Verhältnisse kaum kümmert, bedeutet diese Wandlung sehr viel.

In unsrer innern Politik herrscht jetzt beim Herannahen der Zeit der parlamentarischen Arbeit eine gewisse Spannung. Man diskutiert die zu erwartenden Vorlagen für den Reichstag, vor allem Flottenvorlage und Börsengesetzesnovelle. In kurzem wird sich auch entscheiden, welche Form die preußische Staatsregierung der Polenvorlage gibt, die sie an den Landtag bringen will. Die gegenwärtige Lage erzeugt eine gewisse Unsicherheit, weil der „Block“ jetzt zum erstenmal ernstere Proben auf seine Festigkeit zu bestehen hat. Natürlich wird das von Gegnern und allzusehr ängstlichen und bedächtigen Leuten benutzt, um die ungewohnte Lage in pessimistischem Sinne zu beleuchten. Aber man sollte sich dadurch nicht irreführen lassen, weil die Blockpolitik jetzt eine zwingende, innere Notwendigkeit ist. Das hat sich auch bei der Veranstaltung gezeigt, die kürzlich Vertretungen der drei linksliberalen Gruppen in Frankfurt a. M. am 10. d. M. zusammenführte. Es sollte die Wiederholung der zwischen der Freisinnigen Volkspartei, der Freisinnigen Vereinigung und der Süddeutschen Volkspartei schon im vorigen Jahre unternommenen Verständigungsaktion sein, um auch unter den neuen Verhältnissen die parlamentarische Zerspaltung des linken Flügels der Liberalen möglichst zu verhüten, ohne den Bestand der einzelnen Parteiorganisationen anzutasten. In Frankfurt a. M.

sind ja auch Gegner des Blocks nicht zu Worte gekommen, die — wie Friedrich Naumann — an einer offenen Tür vorbeirennen, weil sie es ihrem Ideal und ihren Prinzipien schuldig zu sein glauben, sich durch eine Dornenhecke hindurchzuarbeiten, in der sie schließlich hängen bleiben. Aber es hat sich auch gezeigt, daß die Autoritäten dieser Parteien fast durchweg die Lage dahin beurteilen, daß die Ausichten des Liberalismus jetzt zunächst in der politischen Mitarbeit an den nationalen Aufgaben zu suchen sind, und daß sie sich dem Block nicht versagen dürfen, wenn sie nicht ihre eignen politischen Ideale schwer gefährden wollen. Die Frankfurter Versammlung, die zugleich als eine demonstrative Lebensäußerung des entschiednen und demokratischen Liberalismus gelten sollte, hat also in ihrem Ergebnis gezeigt, daß man keine Ursache hat, dem parlamentarischen Winterfeldzug mit besondern Besorgnissen entgegenzusehen, wenn auch zurzeit den einzelnen Fragen gegenüber die kritische Stimmung in einem Teil der Presse überwiegen mag.

Der Abenteuerer. Roman von Rudolf Herzog. Dieser neue Roman Rudolf Herzogs (Stuttgart, Cotta) hat zum Helden einen Sänger, der durch seine Kunst überall in der Welt daheim ist und allenthalben mit Ruhm und Ehren überschüttet wird. Und er ist einer von denen, die dem Rausche solcher fortwährender Siegeszüge zum Opfer fallen und das Beste und Innerste ihres Wesens allmählich verlieren. Der Abenteuerer kann nicht leben, ohne die Kränze der Begeisterung entgegenzunehmen, und ohne sich von der Wirksamkeit seiner Zauberkraft durch immer neue Triumphe zu überzeugen. Der Ruhm und der Glanz und das Wohlbehagen seiner Person ist der Stern, der allein seine Wege lenkt. Er ist jedoch kein rücksichtsloser Egoist. Wäre er das, so würde er durch manches kühlen Herzens hindurchgegangen sein, wovon er sich so zeit lebens bedrückt, gedemütigt und verwundet gefühlt hat. Um seinen Egoismus legt sich vielmehr eine Welt weicher und warmer Stimmungen, und die Zeiten, wo er in der Welt herumfährt, singt, jubelt und triumphiert, wechseln immer wieder mit Zeiten, wo ihn tiefes Heimweh nach Hause ergreift und Sehnsucht nach der, die ihm, ob er sie auch jahrelang vernachlässigt, doch das Höchste im Leben ist, Heimweh nach seiner Frau. Er ist eben ein großes Kind und wird auch so von seiner Maria, die ihm trotz lebenslanger Vernachlässigung in unwandelbar treuer Liebe ergeben bleibt, immer wieder als ein großes törichtes Kind gütig aufgenommen.

Der entscheidende Punkt in seinem genussfröhlichen Abenteuererleben ist die Stunde seines Zusammentreffens mit einer Frau, die ihm darin ähnlich ist, daß sie ebenfalls begehrt, als Sonne unter den Sternen zu glänzen. Sie unterscheidet sich von ihm aber dadurch, daß sie über die Skrupel, die ihn quälen und hindern, überlegen lächelt, und daß ihr Charakter der Güte und Weichheit völlig entbehrt, die uns das Abenteuererherz trotz aller seiner Leichtfertigkeit in einem warmen, herzlichen Schimmer erscheinen lassen. Das Zusammentreffen führt zu einer Verirrung, zum Duell mit dem betrogenen Ehemann und endlich zu des Abenteuerers mehrjähriger Verbannung in die Einsamkeit einer Festung. In diesen leeren Jahren, die der Dichter nicht schildert, vollzieht sich die Wandlung im Leben des Abenteuerers. Rudolf Herzog läßt aus dem leichten Wanderblut nicht einen wahrhaft vertieften und innerlich geläuterten Menschen erstehn, sondern er läßt den Abenteuerer im Grunde das bleiben, was er immer gewesen ist. Nicht er selbst wird ein anderer, sondern die Welt um ihn her verändert sich bedeutsam. Auf solche Weise erreicht der Dichter mit den einfachsten, von Anfang an künstlerisch vorbereiteten Mitteln eine Wirkung voll tiefster Tragik.

In den Jahren der Einsamkeit und der Stille rauscht der Strom der Zeit dennoch weiter, und als der Abenteuerer endlich wieder ins Leben hinaustritt, wird er gewahr, daß er weit zurückgeblieben ist. Sein Platz im Leben ist besetzt, neue Menschen stehn im Sonnenlicht, sein Name aber ist halb verklungen, und was den Wert seines Lebens ausmachte, ist im Preise gesunken. Die Blätter fallen, er ist plötzlich ein alter Mann geworden. Nun trennt er sich von der Welt, die sich von ihm getrennt hat, hält sich auch der fern, die ihm auch jetzt noch eine Heimat geboten haben würde, weil er sich ihrer nicht mehr wert fühlt. In diesem Bewußtwerden seines Unwerts sehen wir eine Spur davon, daß sich auch innerlich bei ihm eine Wandlung vorbereitet. Der Dichter benutzt weiter noch ein Motiv, das wiederholt im Roman anklingt, aber zuletzt erst zur vollen Kraft anwächst: die Vaterliebe. Seine Tochter schlägt des Vaters Wege ein. Das ist ihm qualvoll, sein Kind soll nicht so werden, wie er selbst geworden ist. Die Angst um die Tochter bringt auch die Gatten endlich wieder zusammen, freilich nur auf kurze Zeit, denn Maria stirbt.

Der Charakter dieser Frau ist mit großer Feinheit gezeichnet, ihre Natur ist von edelm Klang und Gehalt, und gerade durch den Gegensatz dieser selbstlos liebenden und still leidenden Gattin erscheinen die Schatten im Charakter des Abenteuerers so dunkel. Dennoch ist Maria nicht ohne Schuld. Es liegt Größe in ihrem Charakter, aber doch nicht die volle Größe. Während sich der Abenteuerer von der Sonne und von allerlei bunten Blumen durch seine Schmetterlingsnatur in die Weite treiben läßt, spinnt sie sich in ihrem Winkel ein. Sie scheint ihr Haus gar nicht zu verlassen, geht nicht einmal der Tochter auf die rechte Art nach, sondern nimmt es als ihre Aufgabe, die Rolle der geduldbigen, großmütigen Frau bis zu Ende zu spielen. Damit konnte sie wohl erreichen, daß der Abenteuerer Zeiten tiefer Reue erlebte, aber ihm zu helfen, ihn bei sich festzuhalten, das vermochte sie auf solche Art nicht. Hätte sie, statt tatenlos in ihrem Spinnenwinkel zu sitzen, ernstlich um seinen Besitz gerungen und sich getrost an seine Seite gestellt, wo sie hingehörte, so hätte sich das Abenteuererherz, das für solche Kraft ringender Liebe tiefempfänglich war, sicher finden lassen. Und das Künstlerherz hätte weitergeblüht, auch als die Blätter fielen. So hat es der Dichter, indem er auch Maria belastete, mit Gewichten freilich, die der oberflächliche Blick leicht übersehen mag, und auf eine Weise, die die Schönheit und Reinheit ihrer Natur völlig unangetastet läßt, am Ende auch fertig gebracht, dem Abenteuerer mildernde Umstände zu erwirken.

Der Roman ist reich an farbenvollen Schilderungen, er ist spannend und in einer schönen, klangvollen Sprache geschrieben. Rudolf Herzog hat den Widerstand überwunden, den jeder Dichter erst besiegen muß, ehe seine Bücher in einem größern Kreise gelesen werden. So hat auch sein neuer Roman wieder auf großen Erfolg zu rechnen, und er wird die Freunde seiner frühern Bücher nicht enttäuschen. Sie werden vielmehr in dem „Abenteurer“ alles wiederfinden, was sie in seinen frühern Büchern angezogen hat, und was sie darin geliebt haben.

Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dr. Joseph Partsch. II. Teil. Landschaften und Siedlungen. 1. Heft: Oberschlesien. 2. Heft: Mittelschlesien. Breslau, Ferdinand Hirt, 1903 und 1907; zusammen 466 S., mit Karten und Abbildungen.

Von den preußischen Provinzen sind die meisten ostelbischen besonders starke, geographisch und historisch geschlossene Individualitäten, große Landschaften, die jahrhundertlang ihre Grenzen wenig verändert und ihren Zusammenhang immer mehr

oder weniger erhalten haben, bis sie dann als innerlich selbständige Einheiten unter der preussischen Krone zusammengefaßt, lebenskräftige Teile des Gesamtstaats geworden sind: so Brandenburg, Pommern, West- und Ostpreußen und im besondern Maße Schlesien. Von der Oder, die alle ihre Flüsse aufnimmt, wirtschaftlich zusammengehalten und durch sie, obwohl reines Binnenland, mit dem Meere verbunden vereinigt die große Landschaft Tiefland und Hügelland mit einem breiten Streifen, Gebirgsland, der höchsten Erhebung Mitteleuropas nördlich von den Alpen, sehr verschiedene Klimate und die mannigfachsten Bodenschätze, ein Abbild ganz Deutschlands auch darin, daß ein Teil der Bevölkerung (etwa ein Viertel) undeutsch (polnisch) ist, und daß die beiden großen Kirchen, die das deutsche Volk unter sich teilen, fast gleichmäßig hier vertreten sind, historisch nicht minder darin, daß sich weltliche und geistliche Territorien und zahlreiche kräftige Städte hier nebeneinander entwickelt haben. Die Landeskunde eines solchen Gebiets zu schreiben, war eine besonders lohnende Aufgabe; sie konnte aber nur von einem Manne gelöst werden, der, wie F. Partsch, der Nachfolger Fr. Hagels auf dem Leipziger Lehrstuhl der Geographie (seit 1905), die vollste wissenschaftliche Durchdringung seines Gegenstandes und die allseitige, erwanderte Kenntnis des Landes mit warmer Heimatliebe und der Gabe anschaulicher, lebendiger und allgemein verständlicher Darstellung vereinigt. Die Bodengestaltung und ihre geologischen Grundlagen kommen dabei ebenso zur Geltung wie die Formen der Bodennutzung in Land- und Forstwirtschaft und Bergbau, die Entfaltung des alten, hier auch auf dem Lande von jeher bodenständigen Gewerbes ebenso wie das rasche Aufblühen einer Großindustrie und des Handels mit seinen Straßen, und nicht minder die soziale Schichtung der Bevölkerung, die durch den hier besonders ausgedehnten Großgrundbesitz ihre eigentümliche Struktur erhält. Das alles aber sieht Partsch auch immer mit dem Auge des Historikers. Er schildert die deutsche Besiedlung des Landes an charakteristischen Beispielen: die Gründung des großen Dorfes Schönwalde östlich von Silberberg durch das 1227 gestiftete und mit 100 Hufen Waldlandes begabte Kloster Heinrichau (nach 1241) und übersichtlich die Besiedlung des ganzen böhmisch-schlesischen „Markwaldes“, die um 1300 vollendet war, das Aufkommen der deutschen Bergstädte, die noch in ihrem Namen die Erinnerung an die Veranlassung ihrer Gründung tragen (Goldberg, Silberberg, Reichenbach und Reichenstein), die Entstehung der Spinnerei und Weberei im Gebirge, deren glänzendste Zeit mit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts begann, wobei er die Schilderung des „Weberelends“ in Gerhard Hauptmanns „Webern“ als weit er übertrieben, weil aus zahlreichen vereinzelt, voneinander räumlich getrennten Fällen willkürlich auf einen Ort zusammengehäuft, entschieden ablehnt, die Entwicklung der natürlichen und historischen Landeshauptstadt Breslau vom Ursprung bis auf die neueste Zeit, ein besonders schönes Kapitel, die Bildung des Großgrundbesitzes aus Lehnsgut, Eigenbesitz und (seit 1810) eingezogetem Kirchengut, die Ausbreitung des Zuckerrübenbaues, den hier zuerst in Deutschland Franz Karl Achard 1802 begründete und die Kontinentalperre Napoleons förderte, endlich das mächtige Wachstum des Bergbaus und der Großindustrie in Oberschlesien und das wahrhaft amerikanisch schnelle Aufblühen seiner Städte (Kattowitz, Königshütte, Beuthen, Gleiwitz). Mehrere instructive Karten (Verteilung des Großgrundbesitzes in Oberschlesien — 57 Prozent der ganzen Fläche —, Wasserversorgung des oberschlesischen Industriebezirks durch einheitliche Leitungen des Staats, des Kreises Kattowitz und einiger Städte; Übersicht über die natürliche Gliederung Mittelschlesiens, Verteilung des Zuckerrübenbaues, Besitzgrenzen des Bergbaus im Waldenburg-Neuroder Kohlenbecken) und 22 Abbildungen von charakteristischen Städten und Gebäuden in Schwarzdruck, die wir gern noch vermehrt sähen, vervollständigen die schöne Ausstattung des Werkes.

Wünschen wir ihm nicht nur seine baldige Vollendung, sondern auch weite Verbreitung außerhalb Schlesiens, wo man von Schlesien im allgemeinen viel zu wenig weiß, und Nachahmung in andern deutschen Landschaften. Sie können kein besseres Vorbild finden.

*

Eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Am 26. Februar dieses Jahres hat eine kleine Gesellschaft von Wien aus eine Reise ins Morgenland angetreten, auf die sie zwei Monate verwandte. Einer der Teilnehmer, Dr. Hermann Richter, Pfarrer zu Mülheim an der Ruhr, erzählt uns seine Erlebnisse in einem mit hübschen Bildern geschmückten Büchlein: Reisebriefe und Tagebuchblätter aus dem Morgenlande. (Mülheim an der Ruhr, Zul. Bagel, 1907. Ein Teil des Reinertrags ist zum Besten der christlichen Liebesanstalten im Morgenlande bestimmt.) Als Vorstand des großen Schnellerschen Waisenhauses in Jerusalem hatte er den Auftrag, die christlichen Liebesanstalten im Orient und besonders auch die jüngst nach Überwindung vieler Schwierigkeiten käuflich erworbne Ackerbaukolonie Bir Salem (Friedensstätte) bei Jaffa zu besuchen. Man sage nicht: das alles kennen wir aus unzähligen Berichten und von unsern eignen Mittelmeerfahrten her (welcher „anständige“ Mensch hätte heute nicht schon eine gemacht?), sondern man nehme das Festchen zur Hand; man wird Erquickung und Erbauung daraus schöpfen. Dr. Richter gehört zu den gar nicht zahlreichen Reisenden, die zu sehn und darum auch etwas zu sagen vermögen. Er hat ein offnes Auge und ein warmes Herz für die Natur wie für alle Kulturererscheinungen. Er läßt uns in die Verkommenheit und Verkümmernng blicken, in die der Islam die Völker des Orients hineingestoßen hat, und er zeigt uns das frische, fröhliche Leben, das jetzt unter der Einwirkung Europas, besonders unter der Pflege evangelischer Charitas, die von Deutschen geübt wird, an vielen Orten, nicht zum wenigsten in Jerusalem selbst, erblüht.



Irex-Zahnpulver ist ein
Ideal-Präparat von denkbar
zartester Feinheit, unvergleich-
lich für die Pflege und Weiß-
haltung der Zähne.

Sehr sparsam im Verbrauch. Eine
Dose Irex (Preis M. 1.—) enthält
etwa 60 Portionen Irex-Zahnpulver,
reicht also bei täglichem Gebrauche
etwa 2 Monate.